



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schönemann, F.: Amerikakunde : eine zeitgemäße Forderung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Amerikafunde

Eine zeitgemäße Forderung

Von Dr. f. Schönemann



an übertreibt kaum, wenn man sagt, daß wir den Krieg schließlich verloren haben, weil wir die Vereinigten Staaten von Amerika nicht genügend kannten und einschätzten. Wir haben sogar den Frieden von Versailles verloren, weil wir uns Wilsons Stellung zu seinem Volk nicht klarmachen konnten; denn bei einem wirklichen Verständnis der amerikanischen Politik hätten wir gewisse Trugschlüsse einfach nicht ziehen können. Versäumte Gelegenheiten lassen sich nicht mehr einholen, deshalb braucht man nicht viel Worte darum zu verlieren, aber aus so folgenschweren Fehlern sollten wir endlich lernen. Selbst wenn es mit einer deutschen Machtpolitik im richtigen Sinn des Wortes auf sehr lange Zeit vorbei sein sollte, bedarf trotzdem die deutsche Außenpolitik in Zukunft eines klaren Verhältnisses zu Amerika. Dazu gehört, daß wir den ungeheuren Machtzuwachs der Vereinigten Staaten als Tatsache hinnehmen, mit der man sich so oder so abfinden muß. Auch eine andere Tatsache ist gleich von Anfang an festzustellen, daß sich nämlich die Vereinigten Staaten im allgemeinen und besonderen nicht für europäische Politik als solche interessieren. Sie werden auch in Zukunft nicht von diesem ihrem Amerikanismus in der Politik abgehen, zumal ja dem ihre erfolgreiche Geschichte seit der Unabhängigkeit Recht und Begründung gibt. Amerikas Verhältnis zu Europa wird also vorwiegend vom wirtschaftspolitischen Gesichtspunkt zu betrachten sein. Aber die erwähnten Tatsachen müssen erst wissenschaftlich erforscht und dargestellt werden, ehe man damit richtig rechnen kann. Und besonders alle, die beruflich und amtlich deutsche Interessen in den Vereinigten Staaten vertreten wollen, brauchen eine umfassende Kenntnis von Land und Leuten. Mit anderen Worten, das geschichtliche Werden Amerikas, sein Geist, seine Kultur und seine Wirtschaft müssen studiert und bekannt gemacht werden, was ganz natürlich zu der ernstesten und nachdrücklichsten Forderung einer wissenschaftlichen Amerikafunde führt.

Eine solche Amerikafunde muß mit einem fast un bebauten Boden rechnen; denn wirklich ist unsere allgemeine Kenntnis amerikanischer Zustände und Verhältnisse lächerlich gering. Der Platz, den Amerika z. B. an unsern höchsten Bildungsanstalten schon viele Jahre einnimmt, ist überhaupt kaum mit bloßen Augen wahrzunehmen. Das läßt sich gut in der Geschichte und der Literaturwissenschaft beweisen. Die kürzlich erschienene zweibändige Geschichte der Vereinigten Staaten, die der Danziger Friedrich Luckwaldt geschrieben hat, ist der erste deutsche Versuch einer umfassenden amerikanischen Geschichte. Was wir bisher von der deutschen Geschichtswissenschaft darüber erhalten haben, ist außer einigen einzelnen Untersuchungen eine Reihe kurzer und anregender Monographien, denen sich die letzten zwanzig Jahre verschiedene Bücher voll Reiseindrücken angeschlossen haben. Die gesamte äußere und innere Entwicklung der Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkrieg ist uns ein verschlossenes Buch geblieben. Daß hier eine große Unterlassungsünde vorliegt, ist klar, und weil sie zu wichtigen politischen Folgen geführt hat, kann man sie auch gar nicht ernst genug nehmen. Der verhältnismäßig geringen Beachtung, die Amerika in wissenschaftlichen Abhandlungen genoß, entsprach auch

der Mangel an Vorlesungen und Übungen über die amerikanische Geschichte, der dann wieder zusammenhängt mit der allgemeineren Mißachtung der allerneuesten europäischen, besonders englischen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte samt Politik. Zu meiner Zeit, so vor etwa fünfzehn Jahren, gab es selbst an der Berliner Universität nur alle Jubeljahre ein Kolleg über Englands Geschichte. Von den Vereinigten Staaten gar hörte man dort vor der Einrichtung der Austauschprofessuren kaum etwas. Ein deutscher Kaufmann und ein amerikanischer Professor machten mich auf eins der vorzüglichsten englischen Bücher über das moderne Amerika aufmerksam, nämlich James Bryces „American Commonwealth“.

Wie mit der Geschichte so stand es mit der Philologie. Neuere Sprachen studiert man ja noch heute bei uns ohne ein rechtes volles Eindringen in die Realia, weil die historische Grammatik Lehrer und Schüler über Gebühr in Anspruch nimmt. Es ist hier allerdings langsam besser geworden, aber was an Unterricht für die praktischen wissenschaftlichen und erzieherischen Bedürfnisse geboten wird, genügt längst noch nicht. Früher konnten die Auslandsreisen verschiedenes einholen; freilich nicht alles, was man für sie aufhob, konnten sie leisten. Auch gingen viele Studierende mit ungenügenden Vorkenntnissen ins Ausland und begrenzten damit ihr Lernen von vornherein. Heute, wo auf Jahre hinaus derartige Reisen unmöglich sind, sollte zumindest eine „pädagogische Nothilfe“ einsetzen, wenn man sich zu einer Neuordnung der Ausbildung nicht verstehen kann. Innerhalb der englischen Philologie hatte Amerika früher, wenn überhaupt, nur eine ganz kleine dunkle Ecke inne. Ich habe mit vielen Studenten meiner Jahre gesprochen, und wir sind eigentlich immer enttäuscht gewesen ob des wenigen Einblicks in die moderne angelsächsische Kultur. Ich weiß auch, daß vielen von uns erst durch das Erscheinen der ersten Austauschprofessoren etwas von dem aufging, was die Vereinigten Staaten von Amerika von Großbritannien trennte, was amerikanisches Wesen von englischem unterschied. Aber diese ersten Lichtblicke gewährten selbstverständlich nicht ein verstehendes Näherkommen an das fremde Volkstum.

Und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem amerikanischen Schrifttum? Eine gewisse Anzahl von Doktorarbeiten und Schriften über einige der bekanntesten Dichter Amerikas wäre zu nennen, aber des Deutschamerikaners Knorz' Geschichte der nordamerikanischen Literatur, die 1891 erschien, fand erst 1913 in Leon Kellners zwei Götchenbändchen Nachahmung und Ergänzung. Was sonst an Zusammenfassungen der amerikanischen Literaturgeschichte geliefert wurde, erschien im Anhang oder Nachtrag zur englischen Literaturgeschichte. Und doch ist seit Cooper und Bryant eine selbständige und echt amerikanische Literatur gewachsen, die heute riesige Weiten hat wie der amerikanische Kontinent, aber auch künstlerische Vertiefung, eben die amerikanische Tiefe und amerikanische Kunst, nicht entbehren läßt. Wie alle Literatur ist auch die amerikanische ein getreues Spiegelbild des Volkslebens und der gesamten Volkskultur. Wer sie kennt, kommt dem Geist Amerikas nahe. Besonders wer Land und Leute nicht persönlich kennenlernen und beobachten kann, braucht eine gute Belesenheit unter kundiger Anleitung; und natürlich kann man nicht moderne amerikanische Literatur lehren, ohne mit der lebendigen amerikanischen Gegenwart ganz vertraut zu sein. Denn vor allen anderen Literaturen der Welt hat die amerikanische den frischen und starken politischen Grundton voraus: alles ist

eingetaucht in einen Republikanismus, der sich selbstgewiß gibt und, von sich selbst überzeugt, auch andere überzeugen möchte. Diesen angriffslustigen Republikanismus, wofür der Amerikaner von heute gern Amerikanismus sagt, unterschätzen die Deutschen durchweg. Wenn sie sich die amerikanische Romanliteratur seit dem Bürgerkrieg ernsthaft vornähmen, könnten sie ihn jedoch leicht verstehen und sogar achten. Sie würden aus dem amerikanischen Roman beispielsweise auch viele reinamerikanischen Einrichtungen und Gedanken erfahren.

Ein ernsthaftes Studium der amerikanischen Literatur hätte den Deutschen auch die Augen geöffnet vor den Strömungen der öffentlichen Meinung im modernen Amerika. Das ganze 19. Jahrhundert zeigt dort nämlich ein Ringen zwischen einem natürlichen echten Amerikanertum und einem Kolonialismus, der einstmals politische Abhängigkeit von Großbritannien, nach dem Unabhängigkeitskrieg jedoch kulturelle und geistige Abhängigkeit von England bedeutete. Und im entscheidenden Kampf gegen den Kolonialismus kam der amerikanischen Literatur der deutsche Geist zu Hilfe. Das war von 1820 bis 1880 etwa. Mit den achtziger Jahren beginnt der deutsche Einfluß schnell abzunehmen. Das freie und weitherzige Studium der deutschen Kultur hört auf. Vom Ende des 19. Jahrhunderts an interessieren sich nur noch wissenschaftliche Fachkreise und Beamte der einen oder andern Gemeindeverwaltung für uns, aber nicht mehr die amerikanischen Führer, die Vertreter der Literatur und Kunst. Und wo sich eine tiefere Anteilnahme zeigt, kommt sie fast nie mehr dem gesamten deutschen Volk zugute. Im Maße wie drüben Deutschland an innerem Ansehen verlor, gewannen England und Frankreich das amerikanische Herz, und am Anfang des 20. Jahrhunderts hatten die Amerikaner, die Westeuropa und England vergötterten, nur noch verächtliche Ablehnung für „German kultur“.

Hätten die Deutschen zur rechten Zeit das moderne Schrifttum Amerikas ernst genommen und ständig verfolgt, besonders den Roman und den Essay, aber auch die ganze Zeitschriften- und Zeitungsliteratur, so wären sie vor gefährlichen Entwicklungen in der amerikanischen Volksstimmung, gebührend gewarnt worden und die giftige Propaganda der Kriegsjahre hätte sie nicht ganz fassungslos und unvorbereitet dastehen lassen. Als die Deutschen in den ersten Kriegsjahren mit einer Art Gegenpropaganda auf dem Plan erschienen, kamen sie beinahe zwanzig Jahre zu spät. Sie glaubten naiv genug noch zu überzeugen, wo die Amerikaner bewußt oder unbewußt, überredet oder nicht, das Deutsche gar nicht mehr an ihre Seelen heranließen. Wir wußten bei weitem nicht genug von Amerika, deshalb haben wir eine so kindliche Amerikapolitik getrieben.

Zum allgemeinen hängen Wissen und Politik, Erziehung und Diplomatie inniger und unmittelbarer zusammen, als es bei uns allgemein bekannt ist. Wir werden mit dem Ausland erst dann besser umgehen, wenn wir es besser kennen. Und von allen fremden Kulturen sind heute die englische und die amerikanische am wichtigsten und wertvollsten. Das sollte uns auch neue Ziele für das Studium der fremden Sprache und Literatur geben. Auf der letzten Tagung des Allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes hat man z. B. schon sehr vernünftige Grundsätze über die neu sprachliche Wissenschaft unserer Zeit aufgestellt, u. a. mehr als bisher die kulturgeschichtliche Einstellung verlangt. Man müsse vor allem die Geschichte und die gegenwärtigen geistigen, wirtschaftlichen und politischen

Bestrebungen der Fremdvölker beachten und müsse das deutsche Volk gleichweit von kritikloser Überschätzung wie von gedankenloser Unterschätzung fremdvölkischer Kulturleistung bewahren.

Diese Aufgaben würde eine Amerikakunde nach meinem Sinn leisten müssen und auch können. Sie würde die Forschungsweise der Literaturwissenschaft mit der scharfen Beobachtung und Ausdeutung der Volkswirtschaft verbinden. Sie würde Studium und Erlebnis fruchtbar vereinen und eine wirkliche lebendige Wissenschaft sein. Sie würde folgerichtig Lebens-, Kultur- und Literaturbeziehungen aufdecken und so zu folgerichtigem Handeln anleiten. Kurz, Amerikakunde würde etwas durchaus Nötiges zum deutschen Wiederaufbau beitragen.

Der erste Schritt zur Verwirklichung solcher neuen Wissenschaft wäre die Einrichtung von Lektoraten für Amerikakunde an möglichst vielen der hierzu geeigneten Hochschulen, z. B. Berlin und Hamburg. Die Errichtung der einen oder andern Professur für Amerikanistik ergäbe sich dann im Laufe der Zeit von selbst. Und sollten den Staatskassen, die freilich für viel weniger dringliche Sachen immer noch reichliche Mittel auswerfen, die nötigen Summen für die wissenschaftliche und erzieherische Vertretung der Amerikakunde fehlen, so fände sich vielleicht ein großzügiger und großherziger deutscher Kapitalist, der hier den Behörden mit gutem Beispiel voranginge. In England sind im letzten Jahre zwei Lehrstellen für amerikanische Kulturgeschichte gestiftet worden. Dergleichen wissenschaftliche Schenkungen würden zugleich dem Ansehen Deutschlands in der feindlichen Welt bedeutend mehr dienen als alle Austauschprofessuren zusammengenommen. Die nüchterne Haltung des Studierenvollens überzeugt mehr als sämtliche Versicherungen von Freundschaft, die in der angelsächsischen Welt keine Erwiderung finden. Eine ernste Amerikakunde würde uns sicher viel gutes Interesse in Amerika neu und manches alte wiedergewinnen.



Wie Johannes Trojan über seine Werke dachte

Mitgeteilt von Johannes Reichelt, Dresden

„Es ist richtig und läßt sich nicht ändern, daß ich am 14. August d. J., falls ich dann noch lebe — dies hoffe ich aber mit den Meinen —, 70 Jahre alt werde. Ich teile Ihnen noch mit, daß ich in diesem Sommer nach Kanada reise, um dort Kinder und Großkinder zu besuchen. Ich reise am 20. April von Bremerhaven ab und werde gegen Ende Juli wieder hier sein...“ So schrieb mir Trojan. Und mir wollte es kaum glaubhaft erscheinen, daß er, dessen sonniger Humor uns gar manche Gabe bescherte, zuletzt seine „Erinnerungen“, dessen jugend-